437
G86d

Deutsche Sprache in der Schweiz*)

Von Dr. O. von Greyerz

Mit besonderem Stolz weist jedes Volk auf die Früchte seines höheren Geisteslebens hin: auf die Meisterwerke seiner Gelehrten und Philosophen, auf die berühmtesten Schöpfungen seiner Dichter, Musiker und bildenden Künstler. Auch der Uneingeweihte und Ahnungslose sonnt sich im Weltruhm dieser glänzenden Erscheinungen. Sie gleichen den geschichtlichen Denkmälern einer Stadt, die jeder Fremde gesehen haben muß; den Ziergärten und Kunstanlagen, in denen alle Welt sich lustwandelnd ergehen kann.

Allein was alle Welt bewundern kann, ist nicht immer das Bewundernswerteste. Das Auge des Kenners und Denkers haftet nicht einzig an jenen Wunderwerken und Höchstleistungen. Es forscht nach den Zusammenhängen des Einzelnen mit dem Ganzen, nach den Nährkräften und Quellen des Mutterbodens, dem jene Meisterwerke entstammt sind, nach dem ererbten Besitz natürlicher Anlagen und gepflegter Überlieferungen, die der Einzelne, sei er groß oder klein, von seinem Volke empfängt. In körperlichen und geistigen Grundanlagen, im Glauben und Rechtsgefühl, in Sitte und Brauch eines Volkes liegen die Urkräfte verborgen, die einem Meisterwerk allgemeinere Gültigkeit und festeren Bestand sichern.

Zu diesem Volksbesitz gehört auch die Sprache. Denn was ist sie anderes als gemeinsamer Brauch und Überlieferung? Geschaffen und fortgepflanzt von der Gesamtheit, bereichert und erhöht durch Einzelne, hört sie nicht auf, den Geist der Gesamtheit wie des Einzelnen zu bilden und zu befruchten. Kein Mensch kann sich der erzieherischen Macht seiner Muttersprache erwehren. Wie ein Kind reden hört und reden lernt, so lernt es denken und fühlen. Da gibt es keine Wahl. Mit sanfter, aber unentrinnbarer Gewalt wird sein Geist von der Muttersprache gebildet, wird seine Anschauung der Dinge, seine Auffassung des Lebens durch die Muttersprache bestimmt. Lange bevor es die äußere Welt über den engsten Kreis

---

* Anmerkung des Verfassers. Der Aufsatz war für einen öffentlichen Vortrag bestimmt, der im Jahre 1916 in Basel gehalten wurde.

Gerard 215 21 Stanford 10
By P 456 13

hinaus kennen gelernt hat, trägt es ein Abbild von ihr in seinem Innern, gestaltet und durchtönt von den Wortbildern und -klängen seiner Muttersprache. Das erste geistige Weltbild empfängt es von ihr. Später, in den Jahren der Reife, kann sich dieses Bild vielfach ändern. Schule, Bücher, fremde Sprachen, Reisen werden Einfluß gewinnen. Auslöschen werden sie die ersten tiefen Spracheindrücke der Kinderjahre nicht.

Und so gehört die Sprache, ähnlich wie die angeborene Körperbeschaffenheit des Kindes, die Bodengestalt und das Klima seines Jugendlandes, zu den Tatsachen, die die Entwicklung eines Menschen bis zu einem gewissen Grade vorausbestimmen. Was aber die Sprache von jenen rein stofflichen Bedingungen der menschlichen Entwicklung unterscheidet, ist ihre leiblich-geistige Doppelnatur. Als eine Betätigung der Gehörs- und Sprechwerkzeuge hängt sie aufs engste mit unserm Körper zusammen; ihrem Gehalt nach aber ist sie Geist. Durch diese untrennbare Verbindung nimmt sie, ähnlich wie Gebärdenspiel und ausdrucksvoller Tanz, den ganzen Menschen, seine sinnliche und geistige Natur zugleich, in Anspruch. Sie ist, wie Fichte in seinen „Reden" gesagt hat, der wahre gegenseitige Durchströmungspunkt der Sinnenwelt und des Geistes. Und daraus erklärt sich das Tiefeindringliche ihrer Wirkung, das Gewinnende und Unwiderstehliche ihrer Macht. Darum ist Sprachverwandtschaft auch mächtiger als Rasse, wenn diese beiden in Widerstreit miteinander treten; es fragt sich bloß, wie tief die Sprachverwandtschaft geht, ob sie auch ins Volkstum hinabreicht, ob die Gemeinsamkeit der Sprache auch Gemeinsamkeit des volkstümlichen Denkens und Empfindens bedeutet.

Volkstum und Sprache sind das Jugendland,
Darin die Völker wachsen und gedeihen,
Das Mutterhaus, nach dem sie sehnend schreien,
Wenn sie verschlagen sind auf fernen Strand.

So spricht Gottfried Keller. Aber sein Gedicht ist gegen eine Überschätzung von Sprach- und Volksgemeinschaft gerichtet und mahnt uns, an die völkereinigende Kraft politischer und religiöser Ideale zu denken. Die innigste Sprachverwandtschaft schließt in der Tat eine scharfe Trennung nach politischen und religiösen Überzeugungen nicht aus. Das erfahren gerade wir Deutschschweizer, die wir vor allem Schweizer sein und als Schweizer gelten wollen und als nichts anderes, sobald das Vaterland ruft; die wir aber deutsche Schweizer sein und bleiben wollen und uns zum Deutschtum bekennen, wo es nötig ist und nützt. Mir scheint der Augenblick vorhanden, wo ein leidenschaftsloses Wort über diese unsere Doppelstellung am Platze ist und Gutes stiften kann. Leidenschaftslos soll es sein; kein persönliches Bekenntnis, das nur dem Gefühl entquillt, sondern ein treues Bild der Wirklichkeit, gegründet auf die Tatsachen des Sprachlebens. Denn wer die Doppelstellung verstehen will, die sich aus unserer Zugehörigkeit zur Eidgenossenschaft und zum deutschen Völkerstamm ergibt, wird aus unsern einzigartigen Sprachverhältnissen die zuverlässigste Anschauung davon gewinnen.

* * *

Daß die deutsche Sprache unsere Sprache ist, wird man nirgends in der Schweiz so unbestritten finden als hier in der Grenzstadt Basel, wo durch Zuwanderung aus dem Reich die heimische Mundart so sehr zurückgedrängt, vermischt und ausgeglichen worden ist. Keine andere Schweizerstadt hat in so frühem und regem Verkehr deutsches Geistesleben in gemeindeutscher Sprache auf sich einwirken lassen. Man denke nur an den sprachlichen Einfluß der großen Basler Druckereien zu Beginn des 16. Jahrhunderts und an die Vermittlerrolle, welche reichsdeutsche Schriftsteller und Gelehrte, von Sebastian Brant bis zu Wilhelm Wackernagel, zwischen deutschem und schweizerischem Schrifttum in Basel gespielt haben. Endlich nimmt Basel durch seine niederalemannische Mundart eine Ausnahmestellung in der Schweiz ein. Uns Bernern wenigstens klingt das Hochalemannische des Wiesentals in Hebels Gedichten viel schweizerischer als das Baselditsch.

Trotz alledem fängt bei Basel so gut wie an jedem andern Punkte der Schweizergrenze eben das Schweizerdeutsch an, und zwar nicht als eine besondere Mundart von eigenem Lautstand und Wortschatz, sondern als eine wirkliche allgemeine Volkssprache, eine Sprache, die von Stadt und Land und in allen Ständen gesprochen wird. Eine solche Volkssprache gibt es nur bei uns.

Im südlichen Elsaß und Breisgau, dem ganzen Rhein entlang bis zum Zellersee und selbst in den Allgäuer Alpen, wohin die ausgewanderten Walliser oder ihre bündnerischen Nachfahren ihre heimische Sprache getragen haben, hören wir Deutschschweizer auch unsere heimische Sprache reden, und doch fühlen wir uns sprachlich nicht daheim. Denn sobald wir dort in Städte oder größere Ortschaften kommen oder auch nur aus dem Kreise des niederen Volkes heraustreten, so bemerken wir ständische Abstufungen in der Sprache, von der echten Mundart bis zur gesprochenen Schriftsprache. Der schlichte Bauer, der Bahnwärter, der Stationsvorstand, der Zollbeamte, der Amtsrichter, der Lehrer, der Pfarrer, der adlige Gutsbesitzer, der Offizier, der Professor usw., jeder hat seine eigene Standessprache, ein Abbild seiner gesellschaftlichen Stellung. Und zwar stehen diese Standessprachen nicht gleichberechtigt nebeneinander oder gar so, daß die Mundart das höhere Ansehen des Alters und der Bodenständigkeit genösse, sondern umgekehrt: je naturentrückter, volkentfremdeter, papierener die Sprache ist, um so anspruchsvoller tritt sie auf und maßt sich den Vorrang des guten Tones, der feineren Sitte an. Infolgedessen richtet sich im Sprechen der Niedere gern nach dem Höheren; jeder Stand spricht nach oben, verleugnet seine ihm gemäße Sprache, mischt sie mit ungemäßen Wörtern und Redensarten und bildet sich wohl gar noch etwas darauf ein, in dieser Weise vornehm zu reden.

Der gebildete Norddeutsche, der im Kastengeist dieser Sprachenordnung aufgewachsen ist, kann sich vor Verwunderung nicht fassen, wenn er in der Schweiz diese Ordnung so ziemlich auf den Kopf gestellt findet; wenn er wahrnimmt, wie im alltäglichen Verkehr von hoch und niedrig, gelehrt und ungelehrt, Behörden und Volk die

Mundart ihre alte Herrschaft behauptet hat; daß hier deutsch noch im ursprünglichen Sinn des Wortes gilt, als diutisca zunga, d. h. Volkssprache; und daß nebst dem altansässigen Bauernstande es die ältesten und verdientesten Familien unseres städtischen Bürgertums sind, die für Reinhaltung der Mundart sorgen. Wenn Bildung mehr ist als Kenntnisse und Lebensart, wenn Bildung einen wohltuenden Zusammenklang des geistig gereiften Menschen mit seiner Lebens- und Ausdrucksform bedeutet, so läßt sich vom Schweizer sagen: je gebildeter er ist, desto reiner spricht er seine Mundart. Halb- und Scheinbildung geben sich durch ein Gemisch von Mundart und Schriftsprache zu erkennen, durch Messingisch, wie man in Norddeutschland sagt, durch Großrats- oder Schulmeisterdeutsch, wie es bei uns heißt.

In seiner Schrift über Basler Mundartdichter erzählt Adolf Socin von einem deutschen Gelehrten, der, an die Basler Hochschule berufen, sich bei einem dortigen Kollegen über die örtlichen Lebensverhältnisse Auskunft erbat. Über alles wurde er eingehend unterrichtet, nur über eines nicht, den allgemeinen Gebrauch der Mundart auch in der besten Gesellschaft, auch im gemütlichen Verkehr der Professoren untereinander und mit ihren Studenten. „Das aber", sagte er später, „ist gerade das Hauptcharakteristikum der Schweiz, ohne welches ich mich nicht in fremdem Lande fühlen würde. . . . Gegenüber dem Ausländer bedeutet der Dialekt eine Scheidemauer, so daß dieser vom Schweizer mehr oder weniger abgesperrt ist."

Das fremde Land, in dem sich der Deutsche des Auslandes, vor allem der Norddeutsche, nicht heimisch fühlt, ist die Demokratie. In keiner Lebensform spricht sie sich deutlicher und unmittelbarer aus als in der Volksherrschaft der Sprache. Derselbe Geist, der alle Ungleichheit vor dem Gesetz, alle Vorrechte der Geburt und des Standes verpönt, derselbe Geist, der zu allen Zeiten die Bürger durch gleichmäßige Wehrpflicht und gemeinsame Volksfeste vereinigte, er hat auch die allgemeine Volkssprache aufrecht erhalten.

In Deutschland hat die monarchische Staatsform von alters her, schon in der fränkischen Kaiserzeit, das Aufkommen einer höfischen Sprache begünstigt, die sich über die Sprache des gemeinen Volkes erhob. Wir verdanken der Ausbildung solcher Hofsprache den Aufschwung der ritterlichen Poesie der Staufenzeit und die Vereinigung der mittel- und oberdeutschen Mundarten in der neuhochdeutschen Schriftsprache. Und glücklicherweise hat die Schweiz sich dieser Einheitssprache angeschlossen und ihre Gültigkeit im Schriftverkehr, im höheren Unterricht und in feierlicher öffentlicher Versammlung anerkannt. Allein dieser Anschluß hat einen härteren Kampf gekostet als irgendwo auf deutschem Sprachboden. Mit den alten Sprachformen fürchtete man den alten Schweizergeist preiszugeben. Die Sprache der heiligsten Überlieferungen sollte nicht angetastet werden. So sehen wir denn namentlich im Katechismus und in den Bibelausgaben von Zürich und Bern einzelne Erscheinungen des schweizerischen Lautstandes bis ins 18. Jahrhundert hinein festgehalten, in der Predigt und Unterweisung noch viel länger, ja, vereinzelt bis auf den heutigen Tag.

Daneben erschwerte die grammatische Unsicherheit, der Mangel eines durch Übung gefestigten Sprachgefühls den Anschluß an die deutsche Literatursprache. Der schweizerische Schriftsteller aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts fühlte sich in der Meißnischen Mustersprache noch nicht zu Hause. Selbst Bodmer, der sich darum bemühte, urteilte von seiner ersten Übersetzung des „Paradise lost" aus dem Jahre 1732, sie sei schweizerisch, die zweite dagegen, von 1740, deutsch; und bekannt ist, wie Albrecht Haller die Mängel seiner Dichtersprache entschuldigte: Ich bin ein Schweizer, die deutsche Sprache ist mir fremd. So sehr wurzelte auch dieser reiche und überlegene Geist in seiner bernischen Mundart.

Noch heute übrigens lebt in jedem echten Berner ein stolzes Gefühl vom Wert und der Würde seiner angestammten Mundart und keine Spur von Zweifel, daß es die schönste Sprache der Welt sei. Das Bernerland ist die eigentliche Hochburg der Mundart in der Schweiz, was namentlich im Sprachleben der Hauptstadt sich zeigt, das aus dem regen Verkehr mit der Bauernsame des umliegenden Landes stets frisches Blut und derbe Lebenskraft empfängt. So ist auch die Verwelschung, welcher das bernische Patriziat im 17. und 18. Jahrhundert erlag, im Laufe des 19. so ziemlich überwunden worden. In Bern gilt die Mundart noch heute, wenngleich arg verwässert, als Verhandlungssprache des Großes Rates und des Regierungsrates, vor erstinstanzlichen Gerichten und vor Geschworenengericht, wogegen die Schriftsprache eben jetzt im Obergericht zur Herrschaft gelangt. Eine berndeutsche Predigt ist durchaus nichts Unerhörtes, und eine politische Volksversammlung in berndeutscher Sprache abgehalten haben wir noch vor wenigen Wochen erlebt. Man erzählt sogar von einem juristischen Staatsexamen, wo der Kandidat in berndeutscher Mundart über römisches Recht geprüft wurde.

In Basel, wie Sie wissen, ist man uns weit voraus. Hier soll ja im Großen Rat ein geradezu klassisches Deutsch gesprochen werden, höchstens erreicht von dem ostschweizerischen Lehrerdeutsch, das man in jeder Dreimännerkonferenz hören kann. Der Volkswitz im Thurgau wenigstens behauptet: Wenn dort drei Männer um einen Tisch sitzen und einer nennt sich Präsident, so fangen sie schriftdeutsch an, um einander zu verstehen.

Doch zurück zur Sache.

Ist nun diese Anhänglichkeit an die Mundart, abgesehen davon, daß sie dem demokratischen Geist unserer öffentlichen Einrichtungen und Sitten entspricht, auch durch die Eigenschaften der Mundart selber gerechtfertigt? Ist das Schweizerdeutsch nicht eine rauhe und grobe Bauernsprache, die sich eigentlich mit der verfeinerten Schul- und Weltbildung schlecht verträgt und vor der hochentwickelten Verkehrs- und Kultursprache erröten muß?

Zur Antwort dürften wir einfach auf unsere Mundartpoesie verweisen und sagen: da seht, zu was diese Bauern- und Hirtensprache fähig ist. Denn kein anderer Boden von so geringer Ausdehnung wie die deutsche Schweiz hat eine Mundartdichtung von solcher Schönheit und Üppigkeit ersprießen sehen. Mit Peter Hebel, den wir als halben Basler und als Vertreter des Hochalemannischen

auch zu uns rechnen dürfen — er hätte es uns sicher nicht verwehrt —, mit Hebel fängt die Reihe an und mit Meinrad Lienert hört sie noch lange nicht auf. Und zwischen ihnen liegt ein Gärtchen von Poesie neben dem andern, die frische Lyrik des Berg- und Sennenlebens und die elegische des Flachlandes, die Wander-, Kriegs- und Liebeslust des derben Naturkindes und die melancholische Ironie des feingebildeten Städters. Welche Mannigfaltigkeit der Tonarten! Welche Stufenfolge vom innigen zarten Liebeshauch bis zum blutigen Humor! Wahrlich, wer unsere Kuhn, Wyß, Usteri, Frey, Reinhart, Dominik Müller u. a. neben den zuerst genannten Meistern kennt, wird die herkömmliche Rede nicht gelten lassen, wonach die Mundart sich vor allem zu Schnurren und Schwänken eigne. Sie eignet sich, wie wir seit Usteri und Breitenstein wissen, aus der niederdeutschen Literatur übrigens seit Voß, ganz besonders zur epischen Idylle, von der uns in neuester Zeit Otto Nägeli, Meinrad Lienert, Paul Haller und Ernst Eschmann hübsche Proben gegeben haben. Daß unsere Mundart sich auch zur Novelle eigne, würden Simon Gfeller und Rudolf von Tavel allein beweisen; sie gehört aber mit höchstem Recht auf die Volksbühne, sei's im Lustspiel oder im Trauerspiel. So gut als der in Hamburg alt einheimischen Mundartbühne ein Fritz Stavenhagen erstanden ist, darf auch unser schweizerisches Heimatschutztheater auf seinen Tragiker rechnen. Vielleicht ist er schon gefunden. Wir wollen lieber nichts berufen, sondern das Vorhandene, und dazu rechnen wir besonders ein neues Dialektdrama von Paul Haller, dankbar anerkennen.

Das Fortbestehen und Gedeihen unserer Mundart in Leben und Dichtung liegt aber in ihrem eigenen Wesen und ihrer Geschichte begründet. Vor allem in ihrem hohen Altertum. Was Goethe vom Deutschen im allgemeinen rühmt, dürfen wir für das Hochalemannische besonders in Anspruch nehmen: „Wert und Würde der Ahnherrn treten rein und schön aus unserer Sprache hervor.“ Wenn wir die Grundbestandteile gewisser geheimnisvoller Wörter bloßlegen, glauben wir auf germanisches Urgestein zu stoßen. In dem Aro des Walliſers tritt uns das Stammwort des abgeleiteten Adler (aus Adel-aar), in seinem Zeitwort chlenu (ahd. klenan = kleben, haften) das sonst untergegangene Etymon für den Chlän (Specht) und die Wandchlena (Mauerläufer) entgegen. Das Gotwärgi des Walliſers bewahrt noch das unverschobene t des mhd. getwerc (Zwerg), sein Jäscht (d. h. Schaum, der sich auf jungem Käse bildet) wie unser Verb jäsen (gären) das j der germanischen Wurzel jes. Aus der Walliſer Mundart würden ferner Urssi (Apfelgehäuse), Bächjiboz (ein Geist am Bach), Schwilo (Nagel mit breitem Kopf), Schlier (eigentlich Geschwür), Bastsack, Niechterspuw und viele andere seltsame Wörter zu interessanten Ableitungen Anlaß geben. Aber wir haben die Beispiele ja näher liegen. Denken wir an schweizerische oder doch alemannische Kennwörter aus der Alltagssprache, an unsern Anke, Storze, Stud, Gebse, Gülle, Truese, Chris, Uerte, Rung, Pfnüsel, Bilgere (aus biler), Tüele, Schwire, Zistig, Wät-

terleich, die jedermann geläufig und doch fast ausnahmslos, wenigstens für das Bewußtsein des Redenden, ohne Verwandtschaft, wie versprengte Findlinge, dastehen. Oder Zeitwörter wie chäre, briegge, trüeje, gheie, gumpe, chute, chide, götsche, gnappe, zaagge, helke, chräsme, rure u. dgl., die trotz hohem Alter keine Aufnahme in die Gemeinsprache gefunden haben. Eigenschafts- und Umstandswörter endlich wie hilb, läägg, ring, gnot, wintsch, däne, nume, mir-a, gäb (aus Gott geb) usw.

Zum guten Teil sind solche einzigartige oder doch schwer zu vergleichenden Wörter aus der Naturbeschaffenheit unseres Landes entsprungen. Das Bedürfnis nach sprachlicher Unterscheidung der vom geübten Auge wahrgenommenen Bergformen z. B. hat etwa folgende uns vertraute Bezeichnungen hervorgebracht: Hubel, Hoger, Chnubel, Galm, Gütsch, Chnolle, Gupf, Tschugge, Chipf, Chapf, Gumm, Wang (z. B. Maienwang), Halde, Balm, Flueh, Tschingel, Schluecht, Tobel, Chrache, Bochte (vergl. Bottich).

Die Vereinsamung dieser Wörter, ihre — wenigstens scheinbare — Beziehungslosigkeit zum übrigen uns bekannten Sprachgut macht sie für uns altertümlich, geheimnisvoll, ja ehrwürdig. Hügel, Berg, Gipfel, Abhang, Tal usw. kann jeder sagen, die gehören der deutschen Welt an; aber jene Wörter sind unser, da beginnt unser Vorstellungsreich, unsere Anschauungs- und Gemütswelt, unsere Heimat. An solchem Eigengut aber ist unsere Mundart reich, man darf wohl sagen: reicher als irgend eine andere des deutschen Sprachgebiets. Und der Reichtum liegt nicht etwa im Wortschatz allein, sondern auch in dem unerschöpften und unerschöpflichen, weil täglich neu geöffneten Vorrat von Redensarten und bildlichen Ausdrücken. Viele von ihnen reichen in dunkle Zusammenhänge zurück und sind auch dem Sprachforscher rätselhaft, wie z. B. es Näggis (einen Schaden) dervotrage, einem 's Gurrli fiegge (den Meister zeigen), d's Maji singe (ähnlich), eim es Tibi (einen Stüber) gä. Andere bewahren erstarrte Wörter älterer Sprachstufen gleichsam in Versteinerung auf, z. B. die bernische Dankformel Dank eigisch (zu eigen, eignen, englisch to owe), die Redensart dem Fuchs luusse (das Wochenbett abwarten), öpper in Egi ha (zu mhd. ege = Angst) und andere mehr. Wieder andere spiegeln Sitten, Bräuche und Vorstellungen älterer Zeiten wieder: Karlishof ha, z'Chrieg ga dinge, i wältsche Heuet ga, oder sie veranschaulichen die handwerkliche Tätigkeit besonders der Bauern, so wenn man sagt: sis Gärstli (Gerste) am Trochene ha, eim öppis mit dem Steifaß ischütte, ds Heu nid uf der gliche Büni ha, d'Milch abe la, oder: das geit i ds guet Tuech (kostet viel), oder ds Mul lauft ihm wie ne Röndle (Reinigungsmaschine für Getreide), oder jetz isch de gnue Heu ahe! (jetzt hab ich's satt).

Zahllos sind die Redensarten und adverbiellen oder attributiven Ausdrücke, in denen alte Genitivformen fortleben, z. B.: nid vil Wäses mache, nit der Zit, nit der Wil ha, ds Herrgotts si, Sinns si und es isch si da nid lang Bsinnes;

ferner: der Gattig (solcher Art), eis Gurts (aufs Mal), mis Wüsses, mis Deichis (meines Gedenkens) oder die Frage nach dem Mädchennamen der Frau: Was isch i's Gschlächts? Nicht weniger häufig sind die mit ze (zu) gebildeten Umstandsbestimmungen der älteren Sprache: eim z'böst rede, z'leid werche, z'hudels ga, z'lärem abzottle, uf eine z'Dorf ga, z'Chrieg ga dinge (in Söldnerdienste gehen), z'Glanzem lälle (hell auflodern), z'längem und z'breitem, z'gspaßnem, z'ernstem, oder auch mit Infinitiv, das tröstliche es geit nit z'töde.

Hohes Altertum gibt sich auch in vielen Biegungs- und Lautformen unserer Mundart zu erkennen: in der kräftigen Eindeutschung romanischer und anderer Fremdwörter, besonders durch das Mittel des zurückgezogenen Worttons; sodann in der Mannigfaltigkeit unserer e-Laute, die z. B. den a-Umlaut der ältesten und den der späteren Zeit auseinanderhalten, in den ungebrochenen Vokalen schwachtoniger Silben der Berner Oberländer- und Walliser-Sprache, in vielen unveränderten Stammvokalen, die im Neuhochdeutschen umgelautet oder diphthongiert erscheinen, in der Erhaltung der mittelhochdeutschen Diphthonge ie, ue, üe, sowie der kurzen Stammvokale in offener Silbe.

Wichtiger als die Altertümlichkeit unserer Mundart ist ihre unverwüstliche Lebenskraft, ihre Fähigkeit, sich selbst zu verjüngen, aus den vorhandenen Wurzeln, Stämmen, Bildungselementen neue Sproßformen zu erzeugen, neue Ableitungen und Zusammensetzungen; in ihr lebt noch jugendlicher Spieltrieb, der überraschende Verbindungen knüpft, neue Übertragungen, neue Bilder und Scherze erfindet. Sie gleicht nicht, wie so manche an Liebe verarmte Mundart, dem grauen Mütterchen, das dem Grabe zuwankt. Wie die Braut steht sie am Wege und wartet des Bräutigams, der sie einem höheren Leben entgegenführt. Dieses Glück widerfährt ihr vor allem vom Dichter. Wer in der großen Welt draußen ahnte den Schatz von deutschem Gemüt, der in der Sprache des Wiesentals schlummerte, bis Peter Hebel ihn zu Ehren erhob? Wie viele hätten der Iberger Mundart eine Zukunft vorausgesagt, ehe Meinrad Lienert kam und sie auf seinem „Schwäbelpfiifli" verherrlichte? Und so haben noch bis in die neueste Zeit auch die Volksdialekte des Aargaus, des Solothurner Jura, des Emmentals, der Stadt und Landschaft von Basel und Zürich ihre Sänger und Meister gefunden. Vielleicht hat keiner von ihnen die Mundart unverändert wiedergegeben, wie der große Realist Jeremias Gotthelf, wenigstens in der direkten Rede seiner Personen, es gewagt hat. Aber darin, daß jene Mundarten sich zu höherem Zwecke gestalten, bereichern und veredeln ließen, hat sich gerade ihre Lebensenergie bewährt.

Ein glänzendes Beispiel von der schöpferischen Kraft des deutschschweizerischen Sprachgeistes hat in jüngster Zeit die Dichtung Karl Spittelers, besonders sein „Olympischer Frühling" gegeben. Mag der Dichter sich zu unserer Mundart stellen wie er will, er verdankt ihr doch unendlich viel. Sie schenkte ihm nicht nur eine Fülle anschaulicher Wörter, die der Schriftsprache fehlen; sie gab ihm auch das Beispiel der Neubildung von Wörtern und Wendungen durch

die ihr zu Gebote stehenden Mittel der Schallnachahmung, der Umlaut- und Ablautbildungen, der Vor- und Nachsilben, der Zusammensetzung, der Bildung von inchoativen Zeitwörtern usw. Die neuere deutsche Literatur kennt nichts ähnliches von sprachbildnerischer Kraft, und wenn auch da und dort die Willkür des Dichters dem Sprachgeist Gewalt antut, so ist das nicht zu vergleichen mit den Sprachverrenkungen, durch welche die kubistischen Dichterlinge neuester Mode ihre Originalität beweisen wollen und ihre sprachliche Armseligkeit verraten.

Daß übrigens unsere Mundart nicht nur in der Zucht des kunstgewandten Dichters ihre Zeugungskraft offenbart, sondern auch im Gebrauch des naiven Volks, das zu beweisen würde allein die Berner Bubensprache hinreichen, die Erbin des berühmten halbrotwelschen Mattenenglisch. An ihr läßt sich die verknüpfende und analogisierende Tätigkeit des Sprachgeistes in immer neuen Wortbildungen als lebendiger Vorgang belauschen.

Genug, unsere Mundart ist uns nicht nur durch ihre gleichmäßige Geltung zum unentbehrlichen Ausdruck unseres demokratischen Denkens und Fühlens geworden; sie ist uns nicht nur die Verkörperung alt überlieferten Volkstums und noch fortdauernder Liebe zu heimatlicher Natur, Sitte und Empfindungsart; sie ist beides, Stoff und Form unseres Geisteslebens. Wie sie an uns schafft und bildet, so schaffen und bilden wir an ihr. Der Lebensstrom, der sie erfüllt, wogt auch in uns und flutet zu ihr hinüber. Die künstliche Sprache des Schrifttums hat das ursprüngliche Naturgefühl für unsere eigene Sprache noch nicht verschüttet; es reicht noch hinab in das naivere Sprachleben der Vorzeit, wo Schrift und Rede durch kein Gesetz getrennt waren, wo die Sprache unmittelbar aus dem Denken und Fühlen floß.

Nicht zufällig haben gerade schweizerische Gelehrte sich zu allererst mit der Erforschung und Erklärung heimischer Sprache befaßt. Von der Tätigkeit der St. Galler Mönche in althochdeutscher Zeit abzusehen, so hatte das erste namhafte hochdeutsche Wörterbuch, das 1535 und 1536 erschien, einen aus der Schweiz stammenden Arzt, Petrus Dasypodius, zum Verfasser, und zu den ältesten Wörterbüchern deutscher Mundarten gehören das baslerische von Johann Jakob Spreng aus dem Jahre 1749 und das ungefähr gleichzeitige bernische des Samuel Schmidt. In Deutschland machten besonders Lessing und Herder auf das überlegene Sprachverständnis der Schweizer aufmerksam. An der Stelle in den Fragmenten zur deutschen Literatur, wo Herder von den Machtwörtern aus der Dichtung des schwäbischen Zeitalters redet und wünscht, daß sie geprüft und die brauchbaren wieder in die deutsche Sprache eingeführt werden möchten, fügt er hinzu: „Die Schweizer sind zu diesem rühmlichen Geschäfte die ersten: sie verstehen diese Wörter mehr als wir, weil sie den Kern der deutschen Sprache mehr unter sich erhalten haben.“ Und Jakob Grimm in der Vorrede zum Deutschen Wörterbuch: „Die schweizerische Volkssprache ist mehr als bloßer Dialekt, wie es schon aus der Freiheit des Volkes sich begreifen läßt. Noch nie hat sie sich des Rechtes begeben, selbständig aufzutreten und in

die Schriftsprache einzufließen, die freilich aus dem übrigen Deutschland mächtiger zu ihr vordringt."

* * *

Diese letzten Worte mahnen auch uns, die Beschreibung unserer Mundart, so manches auch noch zu sagen wäre, abzubrechen und von unserm Verhältnis zur deutschen Schriftsprache zu reden.

Dem Bewußtsein des niederen Volkes ist sie noch heutigen Tages fremd und, in norddeutscher Aussprache wenigstens, seinem Ohr fast ebenso unverständlich wie das Französische. „I weis nit, was dä da wälschet", sagt etwa der von einem nordischen Handelsreisenden angeredete Bauer. Ihm ist Schriftdeutsch eben schriftliches, zum Lesen bestimmtes Deutsch. So kennt er es aus dem Schullesebuch oder aus der Zeitung. Die Klangwerte dieser Sprache sind ihm unvertraut, er liest ihre Wörter mit den Lautwerten seiner Mundart und ihre Sätze im Tonfall der Mundart. Die Dehnung der betonten Stammvokale in klagen, liegen, König, Jugend usw., die das Schweizerdeutsch kurz bewahrt hat, kommt ihm steif und stelzbeinig vor, die reinliche Aussprache der von der Mundart abgeworfenen Flexionsendungen berührt ihn als Pedanterie, ebenso die scharfe Auseinanderhaltung der in der Mundart assimilierten Konsonanten. Eine Menge Wörter und Biegungsformen versteht er überhaupt nicht und gewisse Höflichkeitsformeln: „wenn Sie gestatten", „bitte schön", „pardong", gehen ihm auf die Nerven. Schon die Anrede mit „Sie" und die häufige Wiederholung dieser Redeform schafft ihm Unbehagen, wenigstens dem Landbewohner der inneren Täler und dem noch aufrechten Berner und Walliser. Unter ihnen gilt noch, wenigstens im traulichen Verkehr der Dorfgenossen, das alte Du, mit dem in fränkischer Zeit selbst der König angeredet wurde: „Heil wis chuninc! heil du herro, liebo truhtin!" Nicht mehr ganz wie zu Wiedmers Zeiten, wo es hieß: allem seit me nume du! steht es heute im Emmental, aber doch wird dort von kleinen Kindern auch die Lehrerin, von ältern Leuten auch etwa der Pfarrer und der Lehrer mit „du" angeredet. Mir selbst ist die Ehre dieser brüderlichen Anrede noch vor einigen Jahren auf der Hohwacht ob Langnau zuteil geworden, als ich einen alten Mann nach dem Wege fragte.

Ja, eine tiefe Kluft trennt das bodenständige Volk der deutschen Schweiz von der deutschen Verkehrssprache. Und dennoch kommt es mit der Mundart nicht aus und fühlt sich leicht unbefriedigt, wenn etwa ein wohlmeinender Pfarrer die Mundart zur Kanzelsprache machen will. Zur Feierlichkeit des Gotteshauses gehört nach seinem Gefühl die gehobene Sprache der Bibel. Auch auf den ländlichen Volksbühnen und auf dem Festspieltheater ist im allgemeinen Schriftdeutsch erwünscht, mag es noch so schauderhaft verballhornt werden, und die Rückkehr des Heimatschutztheaters zur Volkssprache hat noch mit manchem Vorurteil zu kämpfen. Das Schriftdeutsche also genießt als Sprache der heiligen Schrift, und deshalb besonders unter protestantischer Bevölkerung, das Ansehen einer für höhere Gedanken und Gefühle geweihten Form. Es ist ein Sonntagsstaat, der seinem Träger etwas steif aufsitzt, aber doch mit ehrerbietiger Scheu

behandelt wird. Zum richtigen werktätigen Gebrauch mangelt ihr in den Augen des Landvolkes eine Masse von Bezeichnungen für Tätigkeiten und Sachen der beruflichen Arbeit und des häuslichen Lebens, für Naturerscheinungen der engern Heimat, für gemütliche Beziehungen des Redenden zum Hörenden. Wer vermöchte alle die kleinen Empfindungswörter zu übersetzen, die der Rede ihre besondere Färbung geben: All diese öppe, wol öppe, nadisch, notti, ämel, afe, ächt, ächtert, halt, drum, grad, fei, doch de, jetz de, wäger usw. Und wer unter uns geriete nicht auch in Verlegenheit, wenn er die unzähligen Ortsadverbien, die die Mundart durch Zusammensetzung gebildet hat, in Schriftsprache wiedergeben sollte? Diese z'dürii, z'dürab, z'dürus, über ine, über dure; furnahi, vorumhi; äneume, änedüre; zuechenanne, undeninne, ußen-a, innen-a usw. Und wie abstrakt anschauungslos muß die einzige Präposition „nach" zur Richtungsangabe bei Ortsnamen dem erscheinen, der sich an die natürliche Bodengestaltung zu halten pflegt, z. B. dem Guggisberger, der streng unterscheidet: ga Bärn, gäge Friberg zue, i ds Ryfematt überhi, uf Züri abe, ga Bruntrut hinnerhi, i ds Luggli (Locle) hinnerhi; oder dem Aargauer, der noch sagt: uf Paris ihe, uf Leipzig use, uf New York übere!

In diesen engeren Beziehungen zur Natur und den sinnfälligen Alltagserscheinungen versagt die Schriftsprache oft genug. Man merkt es ihr an, daß sie ihre Herrschaft auf dem Papier führt, daß sie eine Sprache für Dichter und Denker ist, nicht des Volkes, das auf der Scholle und von seiner Arbeit lebt. Auf dem Papier sind ja auch die künstlichen Satzgefüge, die Infinitiv- und Partizipialkonstruktionen, die Konjunktionalsätze mit ihren logisch scharfen Beziehungen entstanden. Die Mundart hält es hier mit der Sprache des Volksliedes und der ihm verwandten Kunstdichtung: sie bevorzugt die schlichte Aneinanderreihung von Hauptsätzen und begnügt sich mit ganz wenigen unterordnenden Konjunktionen.

Sind das Vorzüge der Mundart, die unsre schweizerischen Schriftsteller vor Mißbräuchen des Tintendeutsch bewahren, so sind es anderseits auch Mängel, welche unsre Mundart ungeeignet machen zur Wissenschaft und zur höheren Politik. Es fehlt ihr das Vermögen der begrifflichen Abstraktion und der streng logischen Gedankenverbindung. Es fehlt ihr auch der Ausdruck für Vorstellungen und Empfindungen höherer Ordnung. Sie darf den Aufflug in die Himmelsluft der idealen Anschauung nicht wagen; Ode und Hymne sind ihr schlechtweg versagt, sie muß auf dem Boden der Wirklichkeit bleiben.

Ganz unumstritten steht darum die deutsche Gemeinsprache da als Organ der Wissenschaft, der Staatsberatung, des Gottesdienstes und der erhabenen Dichtung. In dieser letzten Eigenschaft schwebt sie uns allen wohl am ehesten vor, wenn wir Deutschschweizer sie den andern Sprachen der Welt voranstellen. Sie gibt uns das, was unsrer Mundart fehlt und niemals in ihr zum Ausdruck kommen kann: den Adel des Gedankens und den Hochschwung des Gefühls. Darum sind wir ihr in tiefer Dankbarkeit ergeben.

Schwärmerischer und ergriffener hat diesen Dank niemand ausgesprochen als der Schweizer Leuthold in seiner Ode: Die deutsche Sprache.

Dich vor allem, heilige Muttersprache,
Preis ich hoch; denn was mir an Reiz des Lebens
Je gewährt ein karges Geschick, ich hab es
Dir zu verdanken.

Spröde schilt der Stümper dich nur; mir gabst du
Alles; arm an eigenen Schätzen bin ich,
Doch verschwenderisch wie ein König schwelg ich
Stets in den deinen.

Mancher Völker Sprachen vernahm ich; keine
Ist an Farbe, plastischem Reiz, an Reichtum,
Wucht und Tiefe, keine sogar an Wohllaut
Ist dir vergleichbar.

Wenn die Zeit auch nicht an des deutschen Volkes
Weltberuf mit ehernem Finger mahnte,
Eine solche Sprache allein genügte,
Ihn zu verkünden.

„Keine sogar an Wohllaut ist dir vergleichbar", sagt Leuthold, und doch ist der deutschen Sprache selbst von Verehrern gerade der Wohllaut abgesprochen worden. Wie urteilen wir darüber?

Unter Wohllaut versteht man die musikalischen Werte einer Sprache, und diese liegen teils in der Tonbewegung oder Melodie des Sprechens, teils in den tönenden Lauten, d. h. den Vokalen und den stimmhaften Konsonanten. Nun ist das Deutsche im Vergleich mit den slawischen und romanischen Sprachen, auch mit dem Englischen, überaus reich an stimmlosen Konsonanten und namentlich an Konsonantenverbindungen, die dem Ohre nicht schmeicheln. Auch hält sich seine Tonbewegung in engen Grenzen, und zwar werden die Tonabstände um so kleiner, je weiter man nach Norden geht. Von besonderem Wohllaut in obigem Sinne kann also nicht die Rede sein. Die Frage ist aber, ob die Schönheit einer Sprache einzig vom Wohllaut abhänge, oder vielmehr, es ist keine Frage, daß auch andere Eigenschaften wohltätig wirken können. Die Empfänglichkeit hingegen ist verschieden. Für den romanischen Geschmack ist der Wohllaut entscheidend; über alles geht ihm die Klangfülle der Vokale, der sinnliche Reiz der gleitenden schmelzenden Sonore. Anders der Germane, und namentlich der Deutsche. Ihm ist die Sprache wesentlich Ausdruck des Willens, der seelischen Spannkraft. Er genießt sie nicht bloß schwelgend mit dem Ohr als ein musikalisches Spiel, er erfaßt sie im Kern ihres Wesens als eine in Muskeltätigkeit umgesetzte Bewegung der Seele, als innere Handlung. Das ist grunddeutsch. Kraft aber zeigt sich in der Überwindung von Widerständen, auf die Sprache bezogen: in der Bildung

von Konsonanten und besonders von Konsonantengruppen. Der Hörende empfindet sie in seinem Sprechbewegungsgefühl, wie er z. B. auch die rhythmischen Bewegungen des Turners, des Schwimmers, des Tänzers, den Flug der aufsteigenden Lerche, den rasenden Lauf des Pferdes, den emporschießenden Wasserstrahl durchaus nicht nur mit dem Auge, sondern noch mehr mit dem Bewegungsgefühl genießt. „Wohllaut gefällt, Bewegung noch mehr", sagt Klopstock.

Von den deutschen Mundarten nun ist wohl keine durch Armut an stimmhaften Konsonanten und volltönenden klaren Vokalen vom romanischen Wohllautsideal so weit entfernt als unser Schweizerdeutsch. Seine Verschluß- und Reibelaute sind alle stimmlos, seine Vokale, obgleich viel mannigfacher abgestuft als im Neuhochdeutschen, sind namentlich in der Dehnung häufig getrübt, sein anlautendes Gaumen-ch, seine durch Silbenzusammenziehung entstandenen Konsonantenhäufungen klingen rauh und unkultiviert. Aber geradeso lieben wir sie und erweisen uns darin als grunddeutsch. Allein wir sind durchaus nicht unempfänglich für sprachlichen Wohllaut; und da nun die deutsche Gemeinsprache, kunstvoll gebildet wie z. B. auf der Bühne, sich durch Reinheit der Vokale und Stimmhaftigkeit gewisser nach norddeutscher Art gesprochener Konsonanten vor unsrer Mundart auszeichnet, so wissen wir ihren Wohllaut auch zu schätzen. Wo immer wir ein schönes, reines Hochdeutsch zu hören bekommen, haben wir das Gefühl eines reineren Wohlklangs, einer edleren Anmut.

Auch in diesem Betracht also gibt uns die deutsche Sprache zumal als Gewand der Dichtung ein Etwas, das unsrer Mundart fehlt; auch ihrer Klangschönheit gegenüber sind wir die dankbar Empfangenden.

Was uns aber, solange wir ein Schweizerdeutsch zu schützen haben, der Schriftsprache am tiefsten verpflichtet und verbündet, das ist ihr weitherziges Verhalten gegen landschaftliche Mundarten. Wohl hat sie sich im 17. Jahrhundert, als die Literatur von gelehrten Pedanten verwaltet wurde, hochmütig gegen die Volkssprache verschlossen und zu ihrem eigenen Schaden eine starre Gesetzmäßigkeit angestrebt. Was aber den Gelehrten verborgen blieb, das fühlten Dichter wie Klopstock, Herder, Goethe unmittelbar heraus: die belebende Urkraft der deutschen Mundarten. „Die Dialektschriftsteller,"* sagt Herder, „die selbst den Eigensinn ihrer Sprache nutzen, aus dem Überflüssigen und Unregelmäßigen derselben Vorteile ziehen und so schreiben, als sich nur in dieser Sprache schreiben läßt, sind ein Schatz der Nation: sie sind Nationalschriftsteller in hohem Verstande." Und Goethe, der in den Naturlauten seines „Götz" selber die Schranken der überlieferten Literatursprache durchbrochen hatte, eiferte noch in hohem Alter (1820) gegen den unverständigen Vorschlag, die „verschiedenen Zungen" der Deutschen durcheinander zu mischen, um zu einer wahren Volkseinheit zu gelangen. „Wahrlich die seltsamste Sprachmengerei!" ruft er aus, „zu Ver-

* Herder braucht an der betreffenden Stelle in den „Fragmenten" den veralteten Ausdruck: idiotische Schriftsteller.

derbnis des sondernden Geschmacks nicht allein, sondern auch zum innerlichsten Zerstören des eigentlichen Charakters der Nation, denn was soll aus ihr werden, wenn man das Bedeutende der einzelnen Stämme ausgleichen und neutralisieren will?“

Und so war und blieb bis heute die deutsche Literatursprache aufgeschlossen für jede kraftvolle Mundart und jedes wirkliche Talent, das aus ihr schöpfte. Nachdem zu Karls des Großen Zeit die fränkische und in der Hohenstaufenzeit die schwäbisch-alemannische Mundart die Schriftgestalt der Sprache bestimmt hatte, gelangte im Reformationszeitalter das Obersächsische in Verbindung mit dem Bayrischen zu dauernder Herrschaft; und damit das Niederdeutsche nicht zu kurz komme, ist ihm in neuester Zeit ein bedeutender Einfluß auf die einheitliche Aussprache der deutschen Bühnen eingeräumt worden, so daß man von der heutigen Kunstsprache sagen kann, sie habe einen gewissen Ausgleich zwischen Nord und Süd vollzogen. Die größte Freizügigkeit herrscht aber heute noch, und mehr als je, auf dem Gebiete des Wortschatzes und der Redensarten. Das erfahren ganz besonders unsere schweizerischen Schriftsteller, die in Jeremias Gotthelfs und Gottfried Kellers Bahnen fortfahren, aus dem alten Erbteil ihrer Mundart die deutsche Schriftsprache zu bereichern. Das Verdienst, das sie sich dadurch erwerben, wird ihnen in Deutschland freimütig zuerkannt.

Darin zeigt sich die Verjüngungskraft der deutschen Sprache; sie ist, wie Klopstock sagt, die bildsamste aller lebenden Sprachen, unübertroffen an Wortbildungsmitteln, durch die sie aus den noch lebendigen Wurzeln ableitend und zusammensetzend stets neue Gebilde hervorbringt.

Andere Kultursprachen sind alt und konventionell geworden. Sie haben die Fühlung mit dem schöpferischen Sprachgeist des Volkes verloren. Ihre Formen, undurchsichtig in Bezug auf die Abstammung, sind bis zur zweifellosen Mustergültigkeit ausgebildet, aber sie scheinen fertig und keiner Entwicklung von innen heraus mehr fähig. Ihr herrischer Geist kann die höfische Abkunft und die jahrhundertelange Vorherrschaft einer einzigen Landeshauptstadt nicht verleugnen.

Das Heil der deutschen Schriftsprache dagegen wie des deutschen Volkstums liegt in der Vielgestaltigkeit und Gleichberechtigung der Landschaften und Stämme. Die Wurzeln beider nähren sich aus den entferntesten Fasern charaktervollen Einzellebens. Manchmal will es den Anschein gewinnen, als ob die Vorherrschaft Preußens und die zentralisierende Richtung Berlins dem demokratischen Geiste des Südens gefährlich werde. Ein solches Übergewicht wäre für uns Schweizer am schwersten erträglich. Sorgen wir dafür, daß niemals unsre Schwäche es verschulde; sorgen wir dafür, daß unser Sprachleben ein Jungbrunnen bleibe für die deutsche Schriftsprache, daß unsre Dichtung ein unentbehrlicher Bestandteil bleibe der deutschen Gesamtliteratur.

Solange das vielverzweigte Wachstum deutschen Sprachlebens unter der Sonne der Freiheit fortdauert, wird auch das Schicksal unsrer Mundart durch das Gedeihen der deutschen Sprache gesichert und gefördert sein.

Aus den Flugschriften des Dürerbundes:

58. Gedanken über Schulfeiern von Hermann Lorenz (30 Pfg.).
59. Die Kultur in den Turnvereinen von Karl Möller (30 Pfg.).
60. Ueber Friedhofanlagen und Grabdenkmale, von Hans Gräffel (1 Mk.).
61. Briefmarken sind keine Kleinigkeit von Avenarius (15 Pfg.).
62. Kleine Freiheiten von Karl von Mangoldt. (15 Pfg.).
63. Groß-Berlin von Berg (15 Pfg.).
64. Schutz den Raubvögeln von Braeß (15 Pfg.).
65. Urheberschutz und Urheberschatz von Avenarius (30 Pfg.)
66. Das Volkshochschulwesen von Ludo M. Hartmann (15 Pfg.).
67. Über Ausdruckskultur von Ferd. Avenarius (15 Pfg.).
68. Programme für Dichterabende (75 Pfg).
69. Die Erhaltung der Pflanzenwelt von Anton Thümer (20 Pfg.).
70. Die Kultur der Frührenaissance in Florenz von Valentin Scherer (15 Pfg.).
71. Vom Kinderspielzeug von Max Brethfeld (30 Pfg.).
73. Beispiele für Konzertprogramme (30 Pfg.).
74. Christliche Kunst von Gustav Langen (15 Pfg.).
75. Park und Friedhof von O. Högg (75 Pfg.)
76. Ländliche Wohlfahrtspflege von Ernst Kühn (75 Pfg.).
77. Denkmalschutz und gärtnerische Anlagen vom Standpunkte des Städtebaues von Goecke (15 Pfg.).
78. Ueber Gartenkunst und Denkmalpflege von Gradmann (15 Pf.).
79. Einfluß der Vegetation auf die Baudenkmäler von G. Hager (30 Pfg.).
80. Käuferpflichten von Heinrich Herkner (15 Pfg.).
81. Baumpredigt v. Jos Aug Lux (50 Pfg.).
82. Gegen die Farbendrucke von Ferdinand Avenarius (15 Pfg.).
84. Gehen und Sehen von Oskar Schwindrazheim (15 Pfg.).
85. Verzeichnis guter billiger Bücher. (10 Pfg.).
86. Heimatschutz, Baukunst und Industrie von E. Högg (60 Pfg)
87. Die staatsbürgerliche Bedeutung der Qualitätsarbeit von Ad. Vetter. (15 Pfg.).
88. Vogelausrottung für Frauenputz von C. H. Schillings (15 Pfg.)
89. Die weibliche Handarbeit in Schule und Haus. Von Margot Grupe (15 Pfg.)
90. Vom klaren Denken. Von Karl Otto Erdmann. (15 Pfg.)
91. Wie gründet und leitet man Chorgesangvereine? Von Georg Göhler. (15 Pfg.)
92. Schmücken und Gestalten. Von Ferdinand Avenarius. (15 Pfg.).
93. Jungmädchenart. Von Hedwig Bleuler-Waser. (15 Pfg.)
94. Das Papsttum und die Kultur der Renaissance. Von Valentin Scherer. (30 Pfg.).
95. Die deutschen Schutzvereine und der Dürerbund. Von Emil Lehmann. (30 Pfg).
96. Merkpunkte zum volkstümlichen Bibliothekwesen. Von Walter Hofmann. (30 Pfg.).
97. Frohe Mußestunden. Von Leo von Egloffstein. (30 Pfg.).
98. Naturschutzgebiete. Von H. Conwentz. 30 Pfg.).
99. Ultramalerei. Von Albert Lamm (1 M.)
100. Der Kinematograph als Volksunterhaltungsmittel von Robert Gaupp und Konrad Lange. (30 Pfg.)
101. Theaterstücke für Dilettantenbühnen. II. Auslese. (40 Pfg.).
102. Hilfsmittel zu Weihnachtsfeiern in Vereinen, in Schule und Haus. (30 Pfg.)
103. Leichtes zum Lesen. Für anspruchsvollere Leute. (Eine erste Lese.) (30 Pfg.)
104. Die Renaissance an italienischen Fürstenhöfen. Von Val. Scherer. (30 Pfg.).
105. Wertvolle Bücher für Kinder. Von Herm. L. Köster. (40 Pfg.)
106. Ratschläge für vaterländische Feste. Zur Jahrhundertfeier der Befreiungszeit (60 Pfg.).
107. Einfache städtische Nutzbauten in Dresden von Hans Erlwein. (75 Pfg.).
108. Die Erhaltung der Heimatschönheit auf dem Lande. Von Hempel (30 Pfg.).
109. Selbstverständliches u. Nachdenkliches aus einer Theaterleitung. Von Professor Gregori (30 Pf.)
110. Technisches aus der Denkmalpflege. Von Hoßfeldt (15 Pf.)
111. Moderne Ladeneinbauten in alt. Häusern. Von Professor Högg (60 Pf.)
112. Der Backsteinbau und seine Wirkung in der Landschaft. Von Prof. Stiehl (50 Pf.)
113. Die Baukunst als Wissenschaft Von Prof. E. Högg (15 Pf.)
114. Vaterländische Festspiele und ihr Gegenteil (30 Pfg.).
115. Vogelschutz im Walde. Von Schinzinger (30 Pfg.).
116. Nationale und soziale Jugendpflege. 4 Aufsätze. (50 Pfg.)
117. Heimatschutz in die deutschen Kolonien! Von Krämer-Bannow (30 Pfg.).
118. Naturschutz und die Jugend. Von L. Schwarz (15 Pfg.).
119. Gegen den Mißbrauch des Vaterländischen in Jugendschriften (60 Pfg.). Von Wilh. Stapel.
120. Die Verunreinigung der deutschen Gewässer, ihre Bedeutung und ihre Verhütung. Von Dr. med. Gg. Bonne. (30 Pfg.)
121. Warum und wie sollen wir Glück feiern, von Dr. Max Arend. (30 Pfg.)
122. Landerziehungsheime. Was sie sind und was sie werden könnten. Von Otto Greyerz (15 Pfg.).
123. Vom Kaufen und Schenken edler Ware. Von Joseph Popp (10 Pfg.).
124. Der Wasserbau in seinen Beziehungen zur Denkmalpflege und zum Heimatschutz. Von Schaumann und Cassimir (20 Pfg.).
125. Der Kleinwohnungsbau. Mit Ansichten und Plänen. Von A. Schneegans (80 Pfg.).
126. Zweck und Ziele des Männergesangs. Von P. Bekker (15 Pfg.).
127. Die Frau und der Krieg (20 Pfg.)
128. Die Aufgaben der Kinematographie in diesem Kriege. Von H. Häfker (20 Pfg.).
129. Ueber Klassiker-Ausgaben 75 Pfg. (Sonderausgabe nur für Mitglieder des Dürerbundes 30 Pfg.).
130. Billiger Lesestoff für Lazarette und Feldtruppen 50 Pfg. (Sonderausgabe nur für Mitglieder des Dürerbundes 30 Pfg.).

131. Eindrücke eines Neutralen in Belgien. Von Eugen Probst. 60 Pfg. (Sonderausgabe nur für Mitglieder des Dürerbundes 40 Pfg.).
132. Der Schutz der Kunstdenkmäler im Kriege. Von Paul Clemen. 40 Pfg. (Sonderausgabe nur für Mitglieder des Dürerbundes 20 Pfg.).
133. Kreuze für Feldgräber 75 Pfg. (Sonderausgabe nur für Mitglieder des Dürerbundes 40 Pfg.).
134. Denknebel. Von F. Avenarius. 25 Pfg. (Sonderausgabe nur für Mitglieder des Dürerbundes 15 Pfg.)
135. Unser Deutschtum und der Fall Spitteler. Von Wolfgang Schumann. 60 Pfg. (Sonderausgabe nur für Mitglieder des Dürerbundes 45 Pfg.)
136. Der Heimatschutzgedanke und die Urbarmachung der Oedländereien durch Kriegsgefangene. 25 Pfg. (Sonderausgabe nur für Mitglieder des Dürerbundes 15 Pfg.)
137. Das Schrifttum der Gegenwart und der Krieg. Von Wolfg. Schumann. 40 Pfg. (Sonderausgabe nur für Mitglieder des Dürerbundes 20 Pfg.)
138. Oeffentliche Unterhaltungsmusik in Deutschland. Von Paul Marsop. 25 Pfg. (Sonderausgabe nur für Mitglieder des Dürerbundes 15 Pfg.)
139. Denkmäler für unsere Krieger. Von Dr. Werner Lindner. 50 Pfg. (Sonderausgabe nur für Mitglieder des Dürerbundes 40 Pfg.)
140. Krieg und deutsche Mode. Von Rudolf Bosselt. 30 Pfg. (Sonderausgabe nur für Mitgl. des Dürerbundes 20 Pfg.)
141. Von der Gerechtigkeit der deutschen Sache. Von Paul Natorp. Preis 25 Pfg. (Sonderausgabe nur für Mitglieder des Dürerbundes 15 Pfg.)
142. Krieg und Kolonisation. Ideale der deutschen Jugend. Von Dr. Hermann Ullmann. 40 Pfg. (Sonderausgabe nur für Mitglieder des Dürerbundes 30 Pfg.)
143. Die Gedenkblätter für Gefallene aus dem Preisausschreiben des Dürerbundes. 60 Pfg. (Sonderausgabe nur für Mitgl. des Dürerbundes 40 Pfg).
144. Für welchen Weltgedanken kämpfen wir? Von Artur Bonus. 25 Pfg. (Sonderausgabe nur für Mitglieder des Dürerbundes 15 Pfg.)
145. Die deutsche Reichskirche. Von Prof. Dr. Heinrich Weinel. 25 Pfg. (Sonderausgabe nur für Mitglieder des Dürerbundes 15 Pfg.)
146. Erhaltung und Zerstörung der Kunstdenkmäler auf dem westlichen Kriegsschauplatz. 25 Pfg. (Sonderausgabe nur für Mitglieder des Dürerbundes 15 Pf.)
147. Wesen, Wert und Pflege der Vaterlandsliebe. Von Walter Lehmann, 30 Pfg. (Sonderausgabe nur für Mitglieder des Dürerbundes 20 Pfg.)
148. Der Krieg als Erzieher zum Sozialen. Von Heinz Potthoff. 30 Pfg. (Sonderausgabe nur für Mitglieder des Dürerbundes 20 Pfg.)
149. Die deutsche Familie und der Krieg. Von Walther Classen. 30 Pfg. (Sonderausgabe nur für Mitglieder des Dürerbundes 20 Pfg.)
150. Das erste Jahr des Kulturkrieges. 30 Pfg. (Sonderausgabe nur für Mitglieder des Dürerbundes 20 Pfg.)
151. Das Bild als Verleumder. Von Ferdinand Avenarius. 1 Mk. 20 Pfg. (Sonderausgabe nur für Mitglieder des Dürerbundes 80 Pfg.)
152. Einführung in das politische Denken. Von Dr. Adolf Grabowsky. 30 Pfg. (Sonderausgabe nur für Mitglieder des Dürerbundes 20 Pfg.)
153. Einfaches Hausgerät. Eine Anleitung zur Möbelwahl. Von Paul Bröcker. 60 Pfg. (Sonderausgabe nur für Mitglieder des Dürerbundes 40 Pfg.)
154 Die künstlerische Gestaltung der Industriebauten. Von Arch. E. Beutinger, Wiesbaden. 75 Pfg. (Sonderausgabe nur für Mitglieder des Dürerbundes 50 Pfg.)
155. Kultur in den Kriegslazaretten. Von Margot Grupe. 40 Pfg (Sonderausgabe nur für Mitglieder des Dürerbundes 25 Pfg.)
156. Unser Verhältnis zu Italien. Von Albert von Trentini. 30 Pfg. (Sonderausgabe nur für Mitglieder des Dürerbundes 20 Pfg.)
157. Krieg und Friede. Von Paul Natorp. 1 Mk. (Sonderausgabe nur für Mitglieder des Dürerbundes 60 Pfg.)
158. Die Ostseeprovinzen Est-, Liv-, Kurland. Von A. von Wolffen. 30 Pfg. (Sonderausgabe nur für Mitglieder des Dürerbundes 50 Pfg.)
159. Drei Beiträge zur Ausdruckskultur von Heinrich Steinhausen. 30 Pfg. (Sonderausgabe nur für Mitglieder des Dürerbundes 20 Pfg.).
160. Aufsätze über Deutsch-Oesterreich von Franz Jesser. 75 Pfg. (Sonderausgabe nur für Mitglieder des Dürerbundes 60 Pfg)
161. Die Mädchenfortbildungsschule im Dienste der Volkserziehung. Von Willibald Ulbricht. 50 Pfg. (Sonderausgabe nur für Mitglieder des Dürerbundes 30 Pfg.)
162. Das zweite Jahr des Kulturkriegs. 50 Pfg. (Sonderausgabe nur für Mitglieder des Dürerbundes 30 Pfg.)
163. Der Sieg des Deutschen. Von Reinhold Planck. 1 Mk. (Sonderausgabe nur für Mitglieder des Dürerbundes 60 Pf.)
164. Quellen und Vortragsordnungen für Weihnachtsfeiern 30 Pfg.
165. Besinnliches zum Fremdwörterstreit. Von K. O. Erdmann. 50 Pfg. Sonderausgabe nur für Mitglieder des Dürerbundes 30 Pfg.).
166. Vom heutigen Deutsch-Österreich Von Prof. Dr. Robert Sieger. 80 Pfg. (Sonderausgabe nur für Mitglieder des Dürerbundes 50 Pfg.)
167. Laubenkolonien und Kleingärten. Von Leberecht Migge. 30 Pfg. (Sonderausgabe nur für Mitglieder des Dürerbundes 20 Pfg.

Druck von Kastner & Callwey, München.

3 0112 078144661